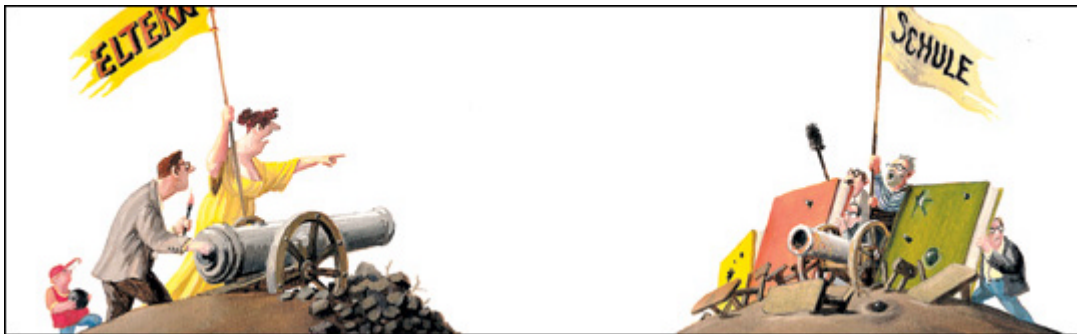


# DIE ZEIT vom 20.10.2005: Ein deutscher Klassenkampf

Eltern und Lehrer haben sich verfeindet – zum Nachteil der Kinder

Von Martin Spiewak



© Gerhard Glück für DIE ZEIT

Eltern, die ihre Kinder an der Berliner Nikolaus-August-Otto-Schule anmelden möchten, müssen erst einmal selbst die Schulbank drücken. Hauptfach Erziehen. In zehn Doppelstunden lernen Mütter und Väter die Kunst, Kinder zu loben, und die Fähigkeit, ihnen Grenzen zu setzen. Hausaufgaben sind ebenso Pflicht wie regelmäßige Anwesenheit. Wer mehr als zweimal fehlt, muss mit Strafe rechnen: Kinder von Unfolgsamen werden von der Anmeldeliste gestrichen. Schwatzt jemand im Unterricht, ruft die stellvertretende Schulleiterin Eva Schmoll den Störer mit den Worten zur Ordnung: »Ihr Kind würde ich jetzt ermahnen.«

Die Gründung der Elternschule ist ein Akt der Selbstverteidigung. Vor Jahren schon hatten die Lehrer des Nikolaus-August-Otto-Kollegiums den traditionellen 45-Minuten-Rhythmus aufgegeben und den Unterricht statt nach Fächern nach Themen strukturiert. Doch die für das neue Lernen notwendige Disziplin der Schüler schwand von Jahr zu Jahr. Sie hörten nicht zu, kümmerten sich nicht um die ihnen übertragenen Aufgaben, einige Jungen wurden schnell handgreiflich.

Beklagten sich die Lehrer bei den Eltern, gingen diese in Verteidigungsstellung oder beichteten ihre Überforderung. Deshalb bot die Schule den Eltern einen Deal an: Wir geben euch kostenlose Unterstützung bei der Kindererziehung; ihr verpflichtet euch zu kommen.

Die Therapie der Berliner Hauptschullehrer mag ungewöhnlich sein, die Diagnose ist es nicht: Das Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus ist gestört. Beide Seiten verbindet eine Stressbeziehung. Lehrer wie Eltern wissen, dass sie im Interesse der Schüler aufeinander angewiesen sind, und dennoch umkreisen sie sich mit wachsendem Argwohn. Lehrer klagen über Erziehungsberechtigte, die nicht mehr erziehen. Sie jammern über Familienegoisten, die nur ein Kind sehen, das eigene. Eltern wiederum schimpfen auf faule Unterrichtsbeamte, die schlecht unterrichten und froh sind, wenn sie die Schule gegen Mittag verlassen.

»Man hat das Gefühl, Eltern und Lehrer lebten in unterschiedlichen Welten«, sagt Werner Sacher. Der Erziehungswissenschaftler von der Universität Erlangen hat Lehrer und Eltern an

bayerischen Schulen befragt, wie sie die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus einschätzen: In nicht einmal einem Viertel der Fälle deckte sich das Urteil. Tendenziell malten die Lehrer stets ein rosigeres Bild von der Atmosphäre, Eltern wählten eher gedecktere Farben. »Es bedarf dringend einer besseren Kommunikation«, lautet Sachers Fazit.

Wie sehr es daran hapert, weiß Renate Hendricks aus eigener leidvoller Erfahrung. 15 Jahre lang hat sie die Interessen von Eltern gegenüber der Institution Schule vertreten, zuletzt als Bundeselternratsvorsitzende. Die Bilanz der Mutter von fünf Kindern klingt bitter: »Der wirkliche Einfluss der Eltern in der Schule tendiert gegen null.« Zwar regeln Gesetze in vielen Paragrafen, welche formalen Informationsansprüche Eltern haben und wie Elternvertreter zu wählen sind. »Das meiste sind jedoch Alibiveranstaltungen«, sagt Hendricks. Die Macht sei eindeutig verteilt: »Unsere Kinder sind der Schule ausgeliefert.«

Sabine Schnorr kann davon ein Lied singen. »Wenn man etwas in der Schule kritisiert, bekommt es am Ende immer das eigene Kind zu spüren«, sagt die Mutter, die nicht will, dass ihr richtiger Name in der Zeitung steht. Als sie auf einem Elternabend in der Grundschule anregte, den besseren Schülern anspruchsvollere Aufgaben zu stellen, hörte ihre Tochter am nächsten Tag von der Lehrerin den Satz: »Deiner Mutter ist mein Unterricht nicht gut genug.« Und als sie sich im Gymnasium über einen Mathematiklehrer beschwerte, der nicht erklären konnte und Zensuren häufig nach Sympathie verteilte, bestätigte ihr zwar selbst der Schulleiter die mangelhaften Qualitäten seines Kollegen. Doch die einzige Konsequenz war, dass ihre Tochter denselben Lehrer ein halbes Jahr auch noch in Physik bekam.

Grund zur Klage sehen allerdings auch die Pädagogen. »Unheimlich massiv« könnten manche Eltern gegenüber Lehrern werden, wenn sie meinten, irgendetwas laufe schief, berichtet der Gymnasiallehrer Heinz-Peter Meidinger. Sei die Versetzung ihres Kindes bedroht, werde schon einmal mit dem Anwalt gedroht oder den guten Beziehungen zur Lokalpolitik. Andere veranstalteten auf Elternabenden regelrechte Rudeltreiben gegen einzelne Lehrer, nur weil diese sich ihr pädagogisches Konzept nicht von den Eltern diktieren lassen wollten (siehe *Gnade für die Pauker*, Seite 43). Kein Wunder, dass sich manche Pädagogen terrorisiert fühlen. »Ich kenne Kollegen, die leisten hervorragende Arbeit und haben dennoch Angst vor den Eltern«, sagt Meidinger.

Wer hat Schuld? Stimmen die Klagen der Eltern über die ebenso unfähigen wie unbelehrbaren Lehrer? Oder wehren sich die Pädagogen zu Recht gegen die übertrieben anspruchsvoll und aggressiv auftretenden Eltern? Beide Seiten haben ein wenig Recht. Und genau das ist das Dilemma. Denn jeder sucht die Schuld beim anderen. Niemand will Versäumnisse eingestehen. Doch die traditionelle Arbeitsteilung von ehedem – das Elternhaus erzieht, die Schule bildet – funktioniert nicht mehr. Weder Lehrer noch Eltern können sich darauf verlassen, dass die andere Seite ihre Aufgaben erfüllt. Es kommt zwangsläufig zum Konflikt.

Das Konfliktpotenzial wird dadurch verstärkt, dass das deutsche Schulsystem für Auseinandersetzungen und Missverständnisse besonders anfällig ist. Und bislang verfügt die Schule weder über die Zeit noch die Mittel, mit ihnen umzugehen.

IKaum ein anderes Land sortiert seine Schüler so früh und so endgültig in verschiedene Schulformen. Immer wieder müssen Eltern und Lehrer Entscheidungen über die Zukunft von Kindern treffen, die sich später, das zeigt die Erfahrung, nur schwer revidieren lassen. Von Beginn an belastet der Kampf um Lebenschancen das Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule.

Anders als in Ländern, wo Lehrer den gesamten Arbeitstag in der Schule verbringen, muss das Lehrpensum hierzulande im Stakkatotakt bis zum späten Mittag abgearbeitet sein. Da bleibt keine Zeit für Gespräche mit Schülern oder Eltern.

Zwar begegnen sich Eltern und Lehrer ein paarmal im Jahr auf Elternabenden und Sprechtagen. Doch diese Kontakte sind höchst ritualisiert und erreichen nur einen Teil der Elternhäuser. Das gilt besonders für Familien aus bildungsfernen Schichten oder dem Migrantenumfeld.

Noch immer geht die Schule von Schülern aus, die zu Hause sowohl lernen, Deutsch zu sprechen als auch stillzusitzen. Das jedoch ist häufig nicht mehr der Fall. Auf diese soziale Veränderung sind Lehrer häufig nicht eingestellt.

Wie die Unzufriedenheit bei den Eltern gestiegen ist, belegen die Befragungen des Instituts für Schulentwicklungsforschung der Universität Dortmund. Meinten 1993 noch 62 Prozent, ihr Kind gehe gern zur Schule, sank der Wert 2004 auf 40 Prozent. Statt 46 Prozent haben nur noch 32 Prozent volles Vertrauen zum Lehrer ihrer Kinder. Parallel dazu sind die Ambitionen gestiegen. Glaubten Anfang der neunziger Jahre noch viele Eltern, die Lehrer verlangten zu viel von ihrem Nachwuchs, wachsen nun die Befürchtungen, die Schule fordere zu wenig Leistung.

Aus Angst, ihr Kind komme in der staatlichen Schule intellektuell zu kurz, greifen bildungsbewusste Eltern immer häufiger zu privater Hilfe. Jeder vierte Schüler erhält im Laufe seiner Schulzeit Nachhilfe. Privatschulen verzeichnen einen Gründungsboom. Seit Anfang der neunziger Jahre stieg die Zahl der oft kostenpflichtigen Bildungsstätten von 600 auf knapp 2600. Und noch immer melden sich weit mehr Bewerber, als Plätze zur Verfügung stehen. »Die Sensibilität für Schulfragen ist gerade bei bildungsinteressierten Familien enorm gestiegen«, sagt Heinz-Peter Meidinger, der neben seiner Lehrtätigkeit Vorsitzender des Deutschen Philologenverbandes ist. Er berichtet von Vätern, die nach jeder ausgefallenen Unterrichtsstunde beim Schulleiter persönlich anrufen.

### **Lehrer sind Einzelkämpfer. Sie haben nie gelernt, im Team zu spielen**

Auch Irmgard Treimer, Leiterin der Bernhard-Lichtenberg-Schule in Berlin-Spandau, kennt solche Fälle. Der Ehrgeiz der Eltern – das Kind muss aufs Gymnasium! – sei enorm. Klappert es nicht, fühlen sich manche Erziehungsberechtigten persönlich gekränkt. »Dass ausgerechnet das eigene Kind es nicht schafft, will man nicht wahrhaben«, sagt Treimer. Andererseits ist der elterliche Eifer verständlich. Haben nicht sämtliche Studien der vergangenen Jahre gezeigt, dass deutsche Eltern gute Gründe haben, sich Sorgen zu machen? Internationale Vergleichsuntersuchungen förderten ein unterentwickeltes Bildungsverständnis deutscher Kita-Erzieher zutage. Sie bescheinigten vielen Lehrern mangelhafte Diagnosefähigkeit beim Einschätzen der Fähigkeiten von Schülern. Und sie zeigten extreme Leistungsunterschiede zwischen einzelnen Schulen auf.

Als Erziehungswissenschaftler 2004 die Leistungen von Hamburger Viertklässlern testeten, fanden sie Lernunterschiede von bis zu drei Jahren – zwischen Parallelklassen derselben Schule. »Da ist doch nicht verwunderlich, dass Väter und Mütter der Schule skeptisch gegenüberstehen«, sagt die langjährige Elternvertreterin Renate Hendricks. Doch Kritik, auch konstruktiv gemeint, wird von Lehrern selten als solche empfunden. »Wenn ich sage, zehn Prozent der Lehrer sind schlecht, fühlen sich hundert Prozent angesprochen«, berichtet der

Berliner Landeselternvertreter André Schindler. »Das kenne ich von keinem anderen Berufsstand.«

Die Ursache für diese Überempfindlichkeit sieht Schindler in der beruflichen Sozialisation der Lehrer. »Lehrer sind Einzelkämpfer. Sie haben es nicht gelernt, im Team zu spielen, weder mit ihren Kollegen noch mit den Eltern.« Kaum ein Lehrer erfährt während seiner Ausbildung, wie man ein Elterngespräch führt. Das rächt sich im Konfliktfall. Besondere Mühe haben männliche Lehrer an Gymnasien. Sie bekommen bei Elternbefragungen die schlechtesten Noten, während Lehrerinnen an Grundschulen am besten wegkommen.

Nicht nur die Ausbildung der Lehrer versagt, ebenso mangelt es an Fachpersonal zur Konfliktbewältigung. Anders als ihre englischen oder skandinavischen Kollegen erhalten deutsche Pädagogen nur in Ausnahmefällen Unterstützung von Psychologen und Sozialarbeitern. Gerade im Umgang mit Problemschülern oder Eltern aus schwierigen sozialen Verhältnissen stehen sie allein da. Häufig scheidet das Gespräch bereits daran, dass die Eltern nie in der Schule auftauchen. Laut der Studie des Erlanger Erziehungswissenschaftlers Sacher zeigen sich Mütter und Väter umso seltener, je schlechter die Noten ihrer Kinder sind.

### **Die meisten gehen gerne in den Nachhilfeunterricht für Eltern**

Man kann das Desinteresse vieler Eltern kritisieren und sollte sie zu ihrer Mitverantwortung für die Bildung mahnen. Die Wege für eine bessere Zusammenarbeit muss jedoch die Schule weisen. »Sie hat die Bringschuld«, sagt Sacher. Als erfolgreich haben sich Anrufe und individuelle Briefe erwiesen. Um das Klima zu verbessern und sich anbahnende Konflikte zu entschärfen, helfen ebenso flexible Sprechzeiten, Treffen zu dritt (Lehrer, Eltern, Schüler) oder das Ansprechen von Vätern und Müttern bei zufälligen Begegnungen.

Eine ganze Reihe von Schulen experimentiert mit neuen Modellen der Elternarbeit. Zusammen mit Vätern und Müttern legen Lehrer in Erziehungsverträgen und Schulprogrammen gemeinsame Bildungsziele fest. Schulen in sozialen Brennpunkten versuchen mit Sprachkursen und Kaffeetreffs Eltern in die Schule zu locken. Andere Schulen holen Mütter und Väter als »Experten für die Wirklichkeit« in die Klassen: Sie berichten aus ihrem Arbeitsleben, nehmen an Schulprojekten teil. Gleichzeitig verpflichtet die Politik Lehrerkollegien, mehr über die eigene Qualität herauszufinden und die Information an die Eltern weiterzugeben. Sinnvoll sei auch, findet Verbandsvertreter Meidinger, wenn die Lehrer zu Beginn des Schuljahrs E-Mail-Adressen verteilen – als Portal für die Fragen von Schülern und Eltern.

Noch geben sich viele Lehrer, das zeigt die Erlanger Untersuchung, reserviert gegenüber einer engeren Zusammenarbeit mit dem Elternhaus. Ein Drittel der Pädagogen erwies sich sogar als kontaktunwillig. Dennoch macht Schulexperte Sacher beiden Seiten Mut: »Elternarbeit lohnt sich. In Schulen mit kontaktfreudigen Lehrern finden wir ebenso kontaktfreudige Eltern.«

Diese Erfahrung machte auch die Berliner Nikolaus-August-Otto-Schule. Anfangs erwarteten die Lehrer, mindestens die Hälfte der Eltern würde sich den Erziehungskursen verweigern. Doch nur zwei Mütter zogen die Anmeldung ihres Kindes zurück. Der Rest kam, um sich erzieherisch schulen zu lassen – erst skeptisch, dann mit Begeisterung. Plötzlich sahen die Eltern, dass andere dieselben Probleme mit ihren Kindern hatten. Auch die Lehrer, sagt Schulleiterin Schmoll, erfahren viel Neues über die Lebenswelt ihrer Schüler. Die Kurse zeigen Wirkung. Elternabende sind viel besser besucht, und auch die Kinder merken, dass

sich etwas verändert hat. »Du bist so anders, seitdem du da hingehst«, habe ein Kind kürzlich zu seiner Mutter gesagt. Schmoll freut sich: »Da wusste ich, dass wir auf dem richtigen Weg sind.«